
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 107. Bromberg, den 10. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(8. Fortsetzung.)

Als er am nächsten Morgen spät aufwachte, war sein erstes, das Krankenhaus anzurufen. Er erfuhr, daß Missis Flower keine gute Nacht gehabt hatte, sie hatte immer noch eine beunruhigende Temperatur und durfte heute keine Besuche empfangen, außer den von Miß Merrow. Selbstverständlich, seine Grüße würden Missis Flower ausgerichtet werden. Andy legte den Hörer mit gemischten Gefühlen nieder. Er war ehrlich betrübt, daß die arme Frau so viel zu leiden hatte, andererseits wieder fühlte er sich beschämend erleichtert bei dem Gedanken an einige Tage Aufschub. Denn der Tag mußte ja kommen, an dem er Muriel persönlich gegenüberstehen würde.

Er zog sich an, läutete nach dem Frühstück, danach wandte er sich der vielen Post zu, die ihm von London nachgeschickt worden war. Sie zu öffnen, bedrückte ihn jedesmal schwer. Da war wieder einer, der ein oder zwei Tage zurücklag, das Muster einer verdammt steilen Männerhandschrift, eine acht Seiten lange Abhandlung von einer Person in Oxford über eine andere Person, genannt Appolonius von Tyana. In diesem Schriftstück war die Menschheit vor fast zweitausend Jahren in ganz neuem Licht dargestellt. Ein richtiges Fressen für Hermann, für Andy bedeutete es aber nichts weiter als Stroh und Disteln.

Er schrieb:

„Lieber Freund, Du hast vollkommen recht!

Dein H. D.

Über diese Antwort mochte Hermann sich vielleicht im Grabe herumdrehen, dem Mann in Oxford mußte sie aber genügen. Alle Briefe waren jedoch nicht so leicht zu erledigen. Er hatte eine ganze Anzahl davon mit nach Paris gebracht.

Ergeben saß er im Wohnzimmer vor dem Kamin. Vor sich hatte er den Papierkorb, um die Umschläge und möglichst auch ihren Inhalt loszuwerden, und fing unlustig mit seiner Arbeit an. Die ersten drei bis vier Briefe boten nichts Außergewöhnliches. Dann kam ein Umschlag daran mit einer Anschrift in großen Anfangsbuchstaben, ein dünnes, schäbiges Briefpapier, auf dem in großen Anfangsbuchstaben das Folgende geschrieben stand:

„Du verdammter Schuft. Wenn Du nicht bis zum ersten Januar zahlst, werde ich Dir gut einheizen."

Andy lachte, als er den Brief weglegte.

„Das erste ehrliche Wort bis jetzt", sagte er.

Immerhin etwas unheimlich. Eine Art Furcht beschlich ihn. Was wußte er eigentlich von Hermann? Von dessen Verpflichtungen? Hatte er sich eine Verfehlung zuschulden kommen lassen, war er krumme Wege gegangen? Eine Erpressung offenbar... der Hermann keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Er warf das schmutzige Papier in das Feuer.

Einige Minuten später zog er einen großen blauen Umschlag an sich, aus dickem, kostbarem Papier.

Die Pfeife fiel ihm aus dem Mund, als er den kurzen Inhalt las.

Eine berühmte Anwaltfirma teilte ihm mit, Mister Horatio Flower von Langways Manor, Hamsphire, habe eine Ehescheidungsklage gegen seine Ehefrau Missis Muriel Caroline Flower eingeleitet und ihn, Sir Hermann Drake, als Schuldigen angegeben. Man bat ihn, die Anwaltsfirma zu nennen, die seine Rechte vertreten sollte.

Andy griff wieder nach seiner Pfeife, klopfte die Asche aus und rieb den Pfeifenkopf gegen seinen Ärmel.

Was konnte er dagegen tun?

Er rief Diana an, die gerade im Begriff war, fortzugehen. Ob sie für einen Augenblick zu ihm kommen könnte, in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Sie kam, hell und strahlend, in dem roten Kostüm, in dem er sie das erstemal gesehen hatte.

„Was ist denn geschehen?"

Er reichte ihr den Brief. Sie las ihn und gab ihn ruhig zurück.

„Schön, das hast du doch erwartet? Nicht?"

Andy mußte antworten:

„Natürlich!"

„Es ist gut, daß es endlich so weit ist. Wir werden richtig aufatmen, und es wird alles in Ordnung kommen. In einigen Monaten könnt ihr verheiratet sein und leben, wo und wie ihr wollt."

„Ja, irgendwo", wiederholte Andy, völlig betäubt.

Diana lachte. „Bravo, es wird gesellschaftlich längst nicht so schwierig werden, wie du denkst. Man wird es ohne weiteres hinnehmen. Muriel wird glücklich sein, aus ihrer schwierigen Lage herauszukommen."

Sie ging zur Tür und wandte sich ihm zu. Eine plötzliche Unruhe löste das spöttische Lachen ab.

„Ich gehe jetzt zu ihr. Sie fühlt sich schlecht heute morgen. Die Ärmste!"

„Ja, man sagte es mir auch", meinte Andy.

„Vielleicht kommst du mit?"

„Ja", sagte Andy.

„Also komm und begleite mich. Du hast auf jeden Fall jetzt die Verantwortung für sie. Ist dein Wagen unten?"

„Ja."

„Dann laß uns sofort hinfahren."

Andy verbrachte eine trübseligen Tag, den selbst ein Essen mit Diana und hinterher ein Theaterbesuch nicht aufzuhellen vermochte. Diana war nett und schwesterlich, manchmal fast mütterlich in ihren Bemühungen, ihm die Vorteile der Ehescheidung zu schildern. Natürlich mußte ein Mann seines Ranges in seiner Strenge und Zurückgezogenheit zurückschrecken vor den grinsenden Gesichtern der Gesellschaft, wenn die Tatsache seiner Schuld öffentlich bekannt würde. Diana bezeigte ihr Mitgefühl mit ihm und seinen Nöten und versuchte ihn zu trösten. Nach ein paar Monaten, wenn sie erst ehrbar verheiratet wären, wer würde sich da noch um ihre Vergangenheit kümmern? In den heutigen Zeiten hatten die Menschen genug zu tun, ihr eigenes Glashaus zu hüten. Verbannung? Unsinn! Ganz das Gegenteil! Sie würden als außergewöhnlich romantisches Paar begrüßt werden. Die Romantik sei tot? Niemals, behauptete sie. Je mehr sich die Gesellschaft dem Materialis-

mus hingebe, desto leidenschaftlicher begeistert sie sich für die Romantik, selbst in ihrer abgeschmacktesten Form. Schön, das sei vielleicht zynisch. Jedenfalls habe ein treues Liebespaar noch niemals die Sympathie der Menge eingebüßt.

Diese Trostworte wären von einem Hermann, dem Geliebten von Muriel, wahrscheinlich dankbar und freudig aufgenommen worden, doch Andy, der die Dame noch nicht einmal gesehen hatte, boten sie keinen Trost. Er war einzig damit beschäftigt, herauszufinden, wie ein Mann, der nie auch nur einer Fliege hatte weh tun mögen, aus dieser grauenvollen Lage herauskommen konnte.

Er saß lange Zeit vor dem Kamin, bevor er zu Bett ging, und verwünschte sich selbst, so wie er sich die ganzen letzten Jahre schon so oft verwünscht hatte. Er hatte immer aufs Geratewohl gehandelt, alle Schiffe hinter sich verbrannt, nur aus dem Gefühl heraus alles Mögliche unternommen, was nicht wieder gutzumachen war. Die Rolle von Hermann zu übernehmen, war gänzlich unnötig gewesen. Hermann war tot, der Titel gehörte ihm. Als nächster Verwandter hätte er den Zugang zu Hermanns Papieren gehabt. Er hätte das Testament gefunden. Er hätte es ins Feuer werfen können, Hermann wäre ohne letztwillige Verfügung gestorben, und er hätte ihn beerbt.

Doch hätte er es ins Feuer geworfen? Das wäre ein kaltblütiges Verbrechen gewesen. Und er war kein Verbrecher, war es nie gewesen und würde es auch niemals sein. Gewiß nicht. Unter den obwaltenden Umständen hätte er es niemals getan. Er wäre kein solcher Dummkopf gewesen. Die Anwälte, die es aufgesetzt hatten, würden sich nicht still verhalten haben; als einzigen Erfolg hätte ihm eine solche Dokumentenbehandlung mehrere Jahre Gefängnis eingebracht.

Alles in allem, gestand er sich innerlich zu, war seine gefühlsmäßige Handlung immer noch klüger gewesen, als ein plumpes Verbrechen zu begehen. Indem er Hermanns Rolle annahm, brachte er nur eine in der Einbildung bestehende Akademie und eine politische Partei, die keine Lebensberechtigung hatte, um ihr Geld. So stellte er von neuem fest, daß er ein gutes Gewissen haben konnte.

Nur diese arme, unglückliche Frau!

Ein oder zwei Tage später trat eine plötzliche Besserung in ihrem Befinden ein; bei seinem üblichen Besuch im Krankenhaus wurde er von der Oberin empfangen, und sie verkündete ihm glücklich lächelnd, diesmal könne er seine Blumen der Kranken persönlich überreichen.

Von kalter Angst gepackt, folgte er der frostig sauberen Pflegerin über die frostig sauberen Treppen und wurde in ein ebenso frostig sauberes Zimmer geführt. In einem frostig sauberen Bett lag eine schlanke, blasse Frau mit gebleichtem, feinem Haar, das an der Wurzel dunkler schimmerte, und müden, stark glänzenden Augen. An ihrem Bett saß Diana, in dunklem Glanz und herrlich.

Er trat vor. Die Frau im Bett lächelte und streckte ihm eine zarte Hand entgegen. Er nahm sie wie im Traum, beugte sich herab und küßte sie. Sie sagte, während sie ihre Augen auf ihn gerichtet hielt:

„Noch mehr Blumen? Mein Lieber, du verwöhnst mich schrecklich. Sieh dich um. Ich liege in einem Garten. Ich glaube, die Vasen werden nicht ausreichen."

Er sah sich um und bemerkte, daß das frostig saubere Zimmer von Farben leuchtete. Diana erhob sich und nahm ihm die Blumen aus der Hand.

„Ich will Vasen holen. Ich werde mich darum kümmern. In drei Minuten bin ich wieder zurück."

Sie ging eilig hinaus. Andy hatte bereits beobachtet, daß ihr eine ganz besondere, lautlose, schnelle Art sich zu bewegen eigen war, eine Lebendigkeit im Gang, ohne daß dabei die Kleider flatterten oder daß man harte Fußtritte hörte. Das war sein erster Eindruck von ihr in der Hotelhalle gewesen, noch ehe er sie gesehen hatte. Jetzt war sie so schnell draußen, daß er ihr nicht die Tür hatte öffnen können.

Das Herz wurde ihm schwer, die Farbe der Blumen war verblaßt, das Leben schien aus dem Zimmer gewichen.

„Es ist zu dumm", sagte die kranke Muriel, „aber ich kann nichts dafür."

„Was solltest du dafür können? Liebes Kind", sagte Andy und haßte sich in diesem Augenblick wegen des unvermeidlichen Betruges, „davon ist nicht die leiseste Rede! Immerhin scheint Guilbault jetzt zu wissen, woran es liegt. Er erklärte mir gestern, von nun an geht es bergauf mit dir, und in einer Woche wirst du tanzen können."

„Tanzen?"

In ihren Augen lag ein leichter Zweifel.

„Was für eine seltsame Idee von dir!"

Er setzte sich auf den Stuhl, von dem sich soeben Diana erhoben hatte.

„Inwiefern?"

„Nun, weil dir mein Tanzen stets zuwider war, da du es nicht mittun konntest."

Andy überlegte. Natürlich... Hermann mit seinem Herzen, ein steifer, strenger Mann, der sogar mit seinen Gefühlen haushälterisch umging.

„Ich habe die letzten zwei Tage viel über mich nachgedacht", sagte er. „Du weißt, ich hatte allen Grund dazu, und ich bin zu der Einsicht gekommen, es war ziemlich selbstsüchtig von mir, daß mir meine Gesundheit und meine Stellung über alles andere ging."

Sie lächelte schwach.

„Diana hat mir schon Ähnliches berichtet."

Sie schwieg einen Augenblick und schaute ihm lang in die Augen.

„Du wirst zu mir halten, Hermann, nicht wahr?"

Er antwortete:

„Du kannst sicher sein, ich will das Beste für dich, Muriel."

Er meinte es so ernst, wie er es sagte. Er würde sein Bestes tun. Aber was zu tun war, davon hatte er keine Ahnung.

Sie schien beruhigt. „Natürlich, ich wußte es. Aber wie schön, es von dir bestätigt zu hören. Ich hatte schlimme Tage, wie du weißt. Eine drohende Lungenentzündung. Es geht mir jetzt besser, behaupten sie."

Er versuchte, liebevoll zu scheinen. „Bald wirst du wieder ganz wohl sein. Hast du Pläne gemacht, wohin du gehen könntest, wenn du hier fort kannst?"

„Nein", sagte sie hilflos, „und du?"

Andy fühlte sich ebenso hilflos. Was für Pläne konnte er machen, die sie beide betrafen?

„Du, meine Liebe, mußt auf jeden Fall, das ist sicher, nach dem Süden, in die Wärme und in die Sonne. Der Norden ist kein Aufenthalt für kranke Menschen. Ich tue auch besser, England zu verlassen. Diana hat dir wohl von Newstead erzählt? Das wäre der erste Schritt."

„Und der nächste, daß wir ein wenig herumreisen, bis wir den richtigen Platz gefunden haben."

Er antwortete lachend: Ja, so wollen wir es halten."

In seinem Herzen aber war nichts als Furcht. Sie nahm es für selbstverständlich, daß sie gemeinsam ihren Wohnort bestimmen würden, sobald es sich praktisch ermöglichen ließe. Vor allem mußte erst einmal eine unbestimmte Zeit zwischen die Gegenwart und den Beginn ihrer gemeinsamen Reise gelegt werden. Die Hauptsache war fürs erste: Völlige Wiederherstellung ihrer Gesundheit, Cannes, Mentone, Bordighera, sobald sie sich fortbewegen könnte. Er selbst müsse noch eine Weile zurückbleiben, um allerlei zu ordnen. Sie murmelte einwilligend:

„Ja." Dolly Valentine war in Mentone und würde sie jederzeit in ihr Haus nehmen.

Diana kam zurück, und das Zimmer strahlte von neuem. Siegesbewußt setzte sie zwei Vasen auf den Tisch.

„Natürlich hatten die Schwindlerinnen Vasen, sie hatten sie zurückbehalten für eine kleine Frau, die täglich in Orchideen erstickt, Geschenke eines peruanischen Prinzen. Ich habe ihnen nicht schlecht Bescheid gesagt!" Sie lehnte sich über das Bett. „Fühlst du dich jetzt besser, da du ihn nun gesehen hast?"

Muriel lachte ihre Schwester an, und in ihren Augen lag soviel Glück, daß es Andy durchzuckte. Diana nickte ihm vom Bett aus zu.

„Für heute ist es genug. Verordnung der Pflegerin. Sie wartet draußen."

Andy verabschiedete sich sanft und etwas steif. Wahrscheinlich so, meinte er hinterher, wie sie es von Hermann gewöhnt war. Er nahm ihre Hand, beugte sich zu ihr, küßte sie leicht auf die Backe und versprach einen längeren Besuch für den nächsten Tag.

Er fuhr nach Hause, völlig verstört. Was zum Teufel sollte er tun? Aus dieser Verlegenheit gab es keinen Ausweg, der nicht in den Abgrund führte.

Er grübelte den ganzen Tag nach, wie er sich aus dieser Lage retten könnte. Am einfachsten war die gemeinste Lösung: hinzunehmen, was sich ihm bot. Er hatte schon einmal eine geliebte Frau seinem Bruder gestohlen. Dies hier war bloß eine Wiederholung. Sein Gefühl wehrte sich dagegen. Die beiden Fälle bewegten sich auf ganz verschiedenen Gefühlsebenen, sowohl geistig wie auch leiblich. Mit der Braut seines Bruders davonzulaufen, kein Zweifel, das war ein schweres Unrecht, immerhin war es eine menschlich ehrliche Handlung, durch gegenseitige Liebe entschuldigt. Doch einen Toten durch einen Betrug verdrängen, bei einer Frau, die ihm vertraute, die alles geopfert hatte, in dem Glauben, seine Frau zu werden, war eine Sünde gegen Leib und Geist.

Er hatte nicht einmal die klägliche Beschönigung einer körperlichen Versuchung. So bitter er sie auch bedauerte, so war sie doch die letzte Frau in der Welt, die ihn reizte. Er sah in ihr eine hilflose, abhängige, schwache Frau, die dem geringsten Widerstand nachgab. Er mochte ihr künstlich gebleichtes Haar nicht. Es war bezeichnend für sie. Ihr Liebe vorzuheucheln, davor graute ihm.

Eine andere Möglichkeit: wäre er imstande, während der Monate des Wartens auf die Ehe, die Gestalt Hermanns so durchzuführen, daß er gesundheitlich als ein völlig gebrochener Mann erschien, dessen Leben nur an einem Faden hing, so daß er ihr nichts werde zu geben brauchen, als lediglich seinen Namen und die Vorteile seiner gesellschaftlichen Stellung. Er befühlte seinen kräftigen Körper und besah sein scharf geschnittenes Gesicht, aus dem sich die Spuren der kürzlich überstandenen Entbehrungen bereits verflüchtigt hatten.

Nein, diese Möglichkeit bestand nicht.

Er konnte fliehen, seine Sachen packen, den ersten Zug zu einem Hafen nehmen und sich nach Südamerika einschiffen, nach Südafrika oder nach Madagaskar, und seinen Aufenthalt nur seinen Banken mitteilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glockenspiele Danzigs.

Neben den sichtbaren Wahrzeichen der alten Ostseestadt, die mit ihren reichen Sehenswürdigkeiten mehr und mehr das reisende Publikum in ihren Bann zieht, ist es die Musik zweier Glockenspiele, die jeden Besucher der malerischen Gassen dann und wann einmal aufhorchen läßt, wenn das Auge des Anschauens stummer Zeugen einer lebendigen Vergangenheit müde geworden ist.

Von dem schlanken Rathausturm der Rechtstadt, der südwärts des massigen Pfarrturms von St. Marien, jenen noch 6 Meter überragend, zum Himmel strebt, lösen sich aus einem Kranz von 14 Glocken, je einmal vor dem geraden, wie vor dem ungeraden Vollschlage, die hellen Klänge einstimmiger evangelischer Choralmelodien oder schlichte Volksweisen, in den Herzen derer, die da unten lauschen, einen frohen oder ernsten Widerhall zu wecken. Seit 1561 bereits ist diese Art klingender Wortverkündung unserer alten Stadt eigen. Johannes Moor in Brabant ist der Gießer dieser Glocken gewesen, deren Gesamtgewicht 48 Zentner beträgt. Eine Spielwalze, die, schmiedeeisern, mit Stiften von 5 verschiedenen Weiten besteckt werden kann, wird mechanisch durch das Uhrwerk ausgelöst und stündlich in Bewegung gesetzt, so daß auch zur Nachtzeit in die Träume der friedlich schlafenden Einwohner ein Klang der nimmer schweigenden Turmmusik dringt. Der Danziger weiß, daß er nach Ablauf einer Woche zwei neue Lieder vom Rathausglockenspiel erwarten darf. Die Wahl dieser Weisen hält mit dem Verlauf des christlichen Kirchenjahres Schritt.

Jeder Einheimische, der einmal unter der großen Schlagglocke des Rathauses, das Gesicht gen Norden gekehrt, gestanden hat, weiß, daß der stumpfe und sehr breite Ton von St. Marien die Vereinigung noch anderer Spielglocken derart verdeckt, daß man ihrer dort nur hörend gewahr wird. Die Glockenkrone von St. Katharinen gibt mit ihren 37 Glocken der Altstadt Danzigs ihr eigenes Gepräge. Es ist eigenartig, wie ein Grüßen von Glockenspiel zu Glockenspiel hier nicht möglich ist, eben durch den breiten und hohen Pfarrturm, das Hauptwahrzeichen Danzigs.

Wer einmal zu mondheller Abendstunde, wie sie uns im Jahre 1933 beschieden war, dem Danziger Adventblasen von allen Türmen im Verein mit obigen 37 Glocken hat lauschen dürfen auf dem St. Katharinenturme, der weiß, wie hoch und weitgehend der Dienst solcher an sich toter Glocken im Volke ist, wenn sie zu lebendigen Zeugen der Wundertaten Gottes erhoben werden. Diese 37 Glockenschwestern der Altstadt sind noch recht junge Musikanten ihrer Art, denn nachdem im Juli 1905 durch die Wut eines Gewitters der alte Turm mit dem selten reinen, holländischen Glockenspiel, das noch brennend seinen Choral spielte, in Asche sank, erstand fünf Jahre nach diesem erschütternden Vorfall das heute noch vorhandene Spiel, das ich, zugleich mit dem des Rathauses, seit 1923 zu setzen und zu spielen die Freude habe.

Dieses jüngste Glockenspiel ist durch den Glockengießermeister Franz Schilling in Apolda-Thüringen hergestellt worden. Am 1. Mai des Jahres 1910 fand die Glockenweihe statt, der dann am 24. August 1910 die Übergabe folgte. Nachdem am 3. Juli 1905 unter den Klängen der Choräle „Herz und Herz vereint zusammen" und „Ringe recht, wenn Gottes Gnade" die Danziger Bevölkerung von ihrem alten Glockenspiel aufs schmerzlichste Abschied nahm, klang nun von neuen Zungen dargebracht die doppelte Choralweise der Lieder „Großer Gott, wir loben dich" und „O, daß ich tausend Zungen hätte" über die Häuser der Altstadt hin.

Zu den vielen Besuchern, die seit dem Wiederaufbau der Glockenkrone des ältesten Gotteshauses Danzigs die 259 Stufen zum Spielstübchen des Turmes emporgestiegen sind, wollest nun auch du, lieber Leser dieser Zeilen, dich gesellen, um zu erfahren, wie es da oben aussieht. Auf dem dritten Turmboden, den wir nach nicht zu vieler Mühe erstiegen haben, halten wir erste Rast, die Größe der fünf Glocken des Geläutes, und wenn wir das Glück haben, sie von 13 Mann in Bewegung gesetzt zu sehen, und den überwältigenden Klang ihrer Töne (großes F, As, B, kleines C und Es) auf uns wirken zu lassen. Wir erfahren hier gleich, daß das alte Geläut die Töne G, B, C, D, F. bot. Die Zeit ist knapp, da wir nur noch wenig Minuten vor 2 Uhr haben; wir eilen daher an der Uhr vorüber, schauen in den Schacht der Glockenspielgewichte, die 32 Zentner wiegen und alle 12 Stunden durch einen Motor selbsttätig emporgezogen werden, und stehen schließlich im Walzenraum, den zum größten Teil eine gußeiserne Spielwalze mit hundert runden Löchern im Durchmesser für sich in Anspruch nimmt. Das Lineal auf der einen Seite läßt uns bald erkennen, daß beim Setzen der Choräle darauf zu achten ist, daß der Baß rechts, und nicht wie beim Klavier links liegt, die Weisen also umgekehrt gesteckt werden müssen. Die Spielwalze ist so groß, daß, wer die Stifte setzt, sie nicht selbst festschrauben kann; es muß also ein Zweiter an der sich langsam drehenden Walze, auch Trommel genannt, stehen, um die Muttern aufzuschrauben. Jetzt schlägt die tiefste E-Glocke über uns vier Schläge. — Langsam führt die rollende Trommel ihre stark Költen Stifte durch eine Hebelreihe, deren Züge die Hämmer, von 2—3 zu einer Glocke gehörig, über ihr schwebend, heben und fallen lassen. Zweistimmig ertönt ein Choral, der die Länge von 121 Viertelwerten nicht überschreiten darf. Die größte Spielglocke, das kleine C gibt nur den Vollschlag zur zweiten Stunde. Die Trommel hält im Rollen inne, denn, trägt doch ihr übriger Teil den Choral, der wir eine halbe Stunde später einstimmig zu hören bekommen. In dieser halben Stunde aber halten wir uns im höchsten und letzten Stockwerk des Turmes auf, nämlich im Türmerstübchen oder auf der es umgebenden Galerie, auf die wir durch eine Luke, die wir heben müssen, gelangt sind. Die Mitte des Stübchens nimmt das Handspiel ein, dessen Manual (Tastenreihe für die Hände, nicht mit dem der Orgel zu vergleichen ist, obwohl die Anordnung der Tasten, drei Oktaven Umfang vom kleinen C bis zu dreigestrichenen C in chromatischer Folge, die gleiche ist. Wir sehen hier ein Handspiel im wahrsten Sinne des Wortes vor uns, werden doch runde Holzgriffe mit der Hand leicht niedergeschlagen, wodurch die Klöppel in den 37 Glocken über uns ihr Spiel beginnen. Auch die Füße dürfen auf 16 gekoppelten, breiten Pedaltasten vom kleinsten C aufwärts das

Spiel der Hände unterstützen. In reicher Figuration, zu der die Eigenart eines Glockenspiels Veranlassung gibt, sonderlich aber im Cantus-firmus-Spiel mit einem darüber schwebenden Kontrapunkt reiht sich nun Weise an Weise, und je nachdem, wie der unsichtbare Wind aus seinen Himmelsrichtungen bläst, führt er die Glockenklänge nordwärts dem Meere zu, wo die Heimatfischer ihrem schweren Beruf gerecht werden, oder west- und südwärts, wo die Besucher auf dem Grüngürtel der Stadt oder am Saume der weiten Olivaer Wälder dem Gewirr enger Gassen entflohen sind; wo aber der milde Westwind den würzigen Duft waldiger Höhen gen Osten trägt, grüßen den braven Landwirt der Danziger Niederung Weisen, wie etwa: „Das Feld ist weiß" oder „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", denn für jeden hat der reiche Schatz unserer Choräle und geistlichen Volkslieder sein Lied, und mancher, der längst wohl den Gotteshäusern entfremdet war, hört hier eine Predigt in Tönen. Niemand soll vom Danziger Glockenspiel unbeschenkt heimgehen, und unsere lieben deutschen Schwestern und Brüder aus dem Reich wollen die Volks- und Heimatlieder der Glocken von St. Katharinen als ein Zeugnis unserer Volksverbundenheit über die Grenzen hinübertragen, wohin dann und wann einmal der alles umfassende Rundfunk die Danziger Glockenspiele sendet. —

Die halbe Stunde bei den Glocken ist beendet. — In wenigen Minuten stehen wir wieder auf der Gasse und sprechen vom Wiedersehen oder auch von der Musik. Die Glocken aber bleiben oben, wo sie, dem Himmel nahe, von dem künden, der der Herr des Himmels und der Erde ist. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Georg Edel-Danzig.

Neues Geld für faule Eier.

Eine Geschichte aus Alaska von **Hans Stephani.**

Im Frühjahr kam ein Mann in einem Boot ganz allein den Yukon abwärts . . .

Er hatte ein Stechruder und in dem Boot lagen zwei Steine, damit das Ding Tiefgang hatte und besser treiben sollte. Zwischen den Steinen stand ein kleiner, lederner Koffer. Der Mann war jung und schweigsam. Er wohnte in Huskins Kneipe.

Weiter nach unten zu war der Strom noch nicht ganz eisfrei, die Barrieren lagen mannshoch quer im Yukontal. Es konnten noch Wochen vergehen, ehe der erste Dampfer durchkam. Aber man sprach in Huskins Kneipe von wenig anderen Dingen als von dem ersten Dampfer. Das geschah, weil eine Theatergruppe an Bord war, die in Dawson und in Klondike spielen würde. Sechs Männer und vier Mädchen. In der Dampferagentur konnte man Karten kaufen, zwölf Dollar das Stück.

Huskin sprach viermal mit dem Dampferagenten, er wollte einen Teil dieser Karten kaufen, um sie an seine Gäste weiterzugeben. Dieser Gedanke war vernünftig, denn wenn die Jungs von Dawson zur Agentur gingen, um Karten zu kaufen und die Reden des Agenten anzuhören, der von den Mädchen sprach, die kommen würden, um Theater zu spielen, so war es klar, daß die Jungs ihre heißen Köpfe zu Patters Kneipe tragen würden und nicht zu Huskin.

Patters lag eben näher am Strom als Huskin. Und Huskin bekam keine Theaterkarten. Der Agent meinte, es müsse jeder Handel mit diesen Dingern aus Gründen der Gerechtigkeit vermieden werden. Das heißt, daß er selbst den Vorteil mit den Theaterleuten teilen wollte, wenn die Karten immer teurer werden würden.

Der fremde Mann kümmerte sich um alles dies nicht. Er wohnte bei Huskin, sprach mit den Gästen ohne sich ausfragen zu lassen. Bill Sutty wollte das Boot von ihm kaufen, der Fremde gab es nicht her. Er machte Spaziergänge in der Stadt, kaufte hier eine Stange Rasierseife und dort ein paar Socken. Und da er gerne Speckkuchen aß brachte er von diesen Gängen bisweilen Speck mit, um ihn von Huskins Frau backen zu lassen.

Mehr ist von diesem Fremden nicht zu erzählen. Mehr wußte auch Huskin nicht von seinem Gast. Er war zufrieden mit ihm. Wenn nur diese Theatergeschichte nicht gewesen wäre! Aber leider wuchs dieser Ärger sich aus. Die Karten stiegen im Preis, drei Wochen vor dem Dampfer galten sie fünfzehn Dollar, zwei Wochen später zweiundzwanzig Dollar. Als die Leute von Elenfield wiederkamen und viel Gold gefunden hatten, schnellte der Preis für einen einzigen Sitzplatz auf vierunddreißig Dollar.

Huskin tobte. Er sprach mit Patters, weil er glaubte, Patters werde ebenso ungehalten auf den Agenten sein wie er selbst, da er keine Karten zum Wiederverkauf bekommen hatte. Aber Patters lachte nur. Er hatte zwar auch keine Karten, aber die Theaterleute hatten durch den Agenten bei ihm Wohnung bestellt und den kleinen Saal für ihr Stück gemietet.

Huskin kam heim, er schlug seinen besten Schlittenhund halbtot, um seine Wut auszutoben. Dann trank er eine Flasche Whisky und versprach, dieses ganze Theater tot zu machen. „Ich werde dafür sorgen, daß ihr Stück durchfällt, daß man die Leute mit faulen Eiern bewirft und von der Bühne vertreibt!" schrie er. Es war niemand im Schankraum als der fremde Mann, der alleine mit dem Boot gekommen war. Dieser Mann nickte . . .

„Ich komme von Huskin, ich wohne bei ihm. Er ärgert sich furchtbar über die Theaterleute. Bitte verkaufen Sie mir alle faulen Eier, die Sie haben!" So sagte der Fremde, als er kurz darauf in Connels Laden trat. Aber Connel hatte keine Eier, auch keine faulen. Der Fremde grüßte und ging. Am Abend wußte jeder Mann in der ganzen Stadt, daß er überall gewesen war, wo immer ein Laden möglicherweise faule Eier haben konnte. Er hatte sie allesamt für ein Spottgeld gekauft. Aber er brachte diese faulen Eier nicht mit zu Huskin. Und als Huskin ihn fragte, wo er sie hätte und ob er ihm nicht den dreifachen Preis dafür geben dürfe, sagte er, er habe ein Safe bei der Bank genommen und verwahre dort seinen Schatz . . .

Die Leute an Huskins Schanktisch sahen auf, als sie den Fremden hörten. Huskin selbst zeigte ein zornrotes Gesicht, aber der Fremde schien es nicht zu bemerken, trat an den Schanktisch und verlangte etwas zu trinken. „Diese Theatervorstellung wird ein guter Sport werden!" meinte er, „Dreihundert und einige faule Eier bürgen mir dafür. Hoffentlich kommt der Dampfer pünktlich."

Er kam vier Tage nach diesem Abend. Die Karten standen auf einundsiebzig Dollar. Ein faules Ei stand auf vier Dollar, fünfzig Cents. Aber diese Notierung war rein nominell, in Wirklichkeit gab der Fremde nicht eines davon ab. „Warum gleich mit den Eiern beginnen?" sagte er. „Am ersten Abend werden wir erst einmal hingehen und uns die Leute ansehen, nach denen es sich zu werfen lohnt!"

Die erste Vorstellung war ausverkauft. Der Fremde saß in der ersten Reihe, und jedermann im Saal sah in den Spielpausen zu ihm hin. Am zweiten Abend mußten Polizisten die Straße abriegeln, aber der Fremde kam nicht. Huskin erzählte herum, er sei krank und könne erst am nächsten Abend kommen. Der dritte Abend war der letzte.

Und am dritten Morgen fuhr der Fremde fort. Mit seinem Boot, den beiden Steinen, dem kleinen Lederkoffer und dem Stechruder. Um ein Haar hätte niemand sein Verschwinden gemerkt, aber Bill Sutty, der einmal sein Boot hatte kaufen wollen, kam zufällig an den Strom, als der Mann im Begriff war einzusteigen.

„Wohin?" rief Bill.

„Abwärts!" antwortete der Fremde und stieß vom Ufer fort.

„Und die Eier, was wird mit den Eiern?" schrie Sutty hinter ihm her.

„Ich habe sie verkauft, zwanzig Dollar das Stück", lachte der Fremde. Er war schon zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, und die Strömung faßte ihn langsam.

„An wen? An Huskin, an Patter, an Torry, an wen sonst?" Sutty lief am Ufer neben dem Boot her und stolperte über Tauenden und Treibholz.

„An die Theaterleute!" rief der Fremde, und die Strömung faßte sein Boot jetzt richtig und trieb es schnell davon . . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.